

Eine Vollmacht und eine Lampe

Wo Menschen unterkommen

1. Vollmacht und Lampe über sich selbst

Wir sind eine ehemalige Vollmacht und eine Lampe. Man könnte meinen, unterschiedlichere Dinge als uns gibt es gar nicht. Sie ist ein bedrucktes, bestempeltes und unterschriebenes Stück Papier und ich bin ein Beleuchtungsgerät, am besten für Schreibtische geeignet. Und doch haben wir ein gemeinsames Thema gefunden. Wir erinnern uns beide an die schwierigen Wohnverhältnisse in der Nachkriegszeit im Siegerland. Viele Wohnungen waren damals zerstört und die Ankunft vieler Menschen, etwa aus den ehemaligen ostdeutschen Gebieten, verschärfte die Wohnungsnot.

Unsere Perspektiven darauf waren allerdings sehr unterschiedlich. Die Vollmacht befugte den Amtsinspektor Wilhelm Fries, Wohnflächen leerstehender, aber auch bewohnter Häuser an die zwangsmigrierten Menschen zu vermitteln – ohne Mitspracherecht der Besitzerinnen und Besitzer. Die Vollmacht wurde also vorgezeigt, um Wohnraum zu beschlagnahmen.

Für die einen war das Zwang, für die anderen aber bedeutete es, nicht auf der Straße sitzen zu müssen. Wie bei meiner damaligen Besitzerin. Ich, die Lampe, hatte ihrem verstorbenen Mann gehört und so hatte sie mich mitgenommen, auf ihre Flucht vor der Roten Armee – ich war in ihrem Gepäcksack, als sie damals nach Weidenau kam und schließlich auch einer solchen Wohnung zugeteilt wurde.

Es war das Zimmer eines vermissten Soldaten. Und es sollte sich zeigen, dass sie mit dessen Eltern bald gut und lange über die akute Wohnungsnot hinaus zusammenlebte. Und so warf man mich auch nicht weg, als sie im Alter von über 80 Jahren starb. Nein, ich werde sogar, so sagt die Familie heute, „in Ehren gehalten,“ mittlerweile in vierter Generation.

Vor allem bin ich froh, der ehemaligen Vollmacht davon erzählen zu können. Denn sie erinnert sich natürlich nur an die Momente der Beschlagnahme. Sie hat nie miterlebt, wie auch gute Nachbarschaften, ja sogar Freundschaften daraus entstanden sind. Sie war kein gern gesehenes Ding. Sie trägt die Bürde, eben das getan zu haben, was wegen der damaligen Wohnungsnot – wohl oder übel – notwendig war.

Kleingedrucktes:

Amtsinspektor Wilhelm Fries hatte die Aufgabe, mit Hilfe dieser Vollmacht, ausgestellt in Weidenau am 8.12.1948, zwangsmigrierten Menschen Wohnraum zu vermitteln und er war berechtigt, wie das Dokument sagt, dazu „unmittelbaren Zwang“ ausüben.

Die Lampe war mit einer Geflüchteten aus Zittau in ein ebenso beschlagnahmtes Zimmer in Weidenau gezogen. Küche und Toilette teilte sie sich mit dem Ehepaar, das bereits dort wohnte. Das erzwungene Zusammenleben harmonierte jedoch, sie wurde zu einem Mitglied der Familie und von der Enkelin des Ehepaars später „Oma“ genannt. Sie wohnte dort bis zu ihrem Tod.

2. Das Obere Schloss zur Vollmacht und zur Lampe

Ich bin kein einzelnes Ding, ich bin ein ganzes Schloss, das Obere Schloss. Ich biete euch gerade Raum, Vollmacht und Lampe, und auch Ihnen, liebe Gäste, biete ich Raum, zum Umhergehen, zum Bleiben, zum Dasein. Ich mache das schon seit dem Mittelalter und immer mal wieder haben auch Menschen in mir *gewohnt*.

Über meine Baugeschichte und meine unterschiedliche Nutzung durch die Jahrhunderte informiert auch die Ausstellung „Das Obere Schloss: Baugeschichte gezeichnet“, in der Sie hier gerade stehen. Ihr aber, Vollmacht und Lampe, erinnert mich da an *noch* etwas: Nachdem ich 1905 ein Museum geworden war, richtete man bald auch Dienstwohnungen in mir ein. Und dann, als Siegen nach Kriegsende in Trümmern lag, funktionierte man einige meiner Räume, zeitweise, in Notwohnungen um. Für Menschen, die dringend eine Wohnung benötigten, wie die, von denen auch ihr berichtet.

Ich bin ja im Grunde ein Haus und darum habe ich all diese Menschen sehr gerne aufgenommen. Für uns Häuser gibt es nichts Besseres, als Menschen warm und trocken zu halten und sie zu schützen. Erst dadurch werden auch wir lebendig. Aber das ist ja nun meine Perspektive als Gemäuer. So richtig hineinversetzen in die betroffenen Menschen kann ich mich nicht.

Können Sie das? Und glauben Sie, dass es heute im Fall der Fälle noch denkbar wäre, Menschen in die Wohnräume anderer Menschen zu vermitteln?

Ein Bernstein

Was Steine wissen

1. Der Bernstein über sich selbst

Ich bin ein Bernstein und wenn Sie wüssten, was ich alles gesehen habe... Jahrmillionen lang müssten Sie eigentlich bleiben und zuhören. Aber das ist zu lang. Ich werde mich also auf das letzte Jahrhundert beschränken, das liegt Ihnen am nächsten und ich muss auch sagen: So aufwühlend ist es *vorher* nicht gewesen.

Erstmalig in den Besitz eines Menschen gelangte ich recht spät und ausgerechnet an der „Bernsteinküste“ – da lagen wir weit verstreut und *sie* las *mich* auf. Und dann, am 30. Januar 1945, als sie händeringend versuchte, für sich und ihre Familie Plätze auf der „Wilhelm Gustloff“ zu ergattern, da befand ich mich, allein aufgrund einer menschlichen Sitte, in ihrer Handtasche. Und darum *blieb* ich *bei ihr*, als ihr Koffer im Getümmel verschwand, und ich war *noch immer* bei ihr, sicher an ihrer Seite, als das Schiff unterging – zu unserem Glück waren wir nämlich, vorerst, zurückgeblieben, noch immer am Hafen, wartend auf das *nächste* Schiff.

Und so blieb ich auch fortan *bei ihr*. Der Krieg ging zu Ende, sie bekam ein weiteres Kind, einen Sohn, er wuchs auf und heiratete. Als sie starb, ging ich in den Besitz ihrer Schwiegertochter über – auch heute noch bin ich also *dabei*. Sie bewahrt mich in einer Schatulle auf, wie Schmuck, und manchmal frage ich mich da, was wohl gewesen wäre, wenn ich nicht versteinert wäre, damals. Wenn ich der Tropfen Baumharz geblieben wäre, der ich erst war. Dann hätte ich nie dieses Gefühl kennengelernt, *aufgeladen* zu sein, mit *Bedeutung* und *Erinnerung* – einfach weil man *dabei* gewesen ist.

Kleingedrucktes:

Die ursprüngliche Besitzerin dieses Bernsteins floh im Jahr 1945 vor der Roten Armee aus Ostpreußen. Gemeinsam mit ihrem Bruder und zwei Kindern ging es von Gotenhafen über die Ostsee in Richtung Westen. Hätten sie Plätze auf der „Wilhelm Gustloff“ bekommen, die noch am selben Tag von einem sowjetischen U-Boot torpediert und versenkt wurde, wären sie wahrscheinlich umgekommen.

2. Ein Stück Tonschiefer mit Eisenspat und Quarz zum Bernstein

Ich bin ein Stück Tonschiefer mit Eisenspat und Quarz. Zumindest aus der Erdgeschichte könnte ich noch so viel mehr erzählen als du... ich stimme dir aber zu, dass es vor den Menschen viel ruhiger gewesen ist – all das richtig komplizierte Geschehen, das ging in der Tat erst mit den Menschen los.

Ich kam über die Eisernhardt in die moderne Welt, da wurde ich mit vielen anderen unter Stöhnen und Ächzen aus der Erde geholt. Mittlerweile ist die Grube aber geschlossen, seit 1957 schon.

Der Eisenspat an mir, der war damals gefragt. Und damit haben sie auch sehr viel angefangen – wenn du dich mal umschaust, in allen möglichen Dingen steckt Eisen. Mein Eisen haben sie mir aber gelassen – weil ich zu „*Repräsentationszwecken*“ verwendet wurde. Ich diente als Beispielstein für alle anderen Steine meiner Sorte im Theorieunterricht in Mineralogie an der Bergschule Siegen. Da saßen Steiger, Obersteiger, Fahrsteiger, Markscheider (also Vermessungsingenieure unter Tage), aber diese Schule gibt es auch schon lange nicht mehr.

Das klingt vielleicht nicht so besonders wie deine Geschichte mit dem Schiff. Aber was meinst du, was ich da alles an Vorfällen, Zwischenfällen, Unfällen und sonstigen Fällen erlebt habe. Ich war beim Alltag so vieler Leute dabei und habe deren Werdegänge verfolgt, mit allen Erfolgen und Querelen und Affairen... Lauter Episoden, von denen niemand mehr weiß. Alles sedimentiert in der Zeit – wie Steine in der Erde.

Haben Sie eigentlich auch Steine zu Hause, die Sie an etwas erinnern? Weil diese Steine *dabei* waren? Bei etwas, das Sie nicht vergessen?

Eine von zwei Muscheln

Was Familie ausmacht

1. Die Muschel über sich selbst

Ich bin eine Muschel – so sagt man jedenfalls. Eigentlich bin ich ja eine *Muschelschale*. *Aber* ich war lange mit einer Muschel *zusammen*. Sie trug mich durchs Meer und ich schützte sie. Heute sage ich, wir waren wie eine kleine Familie. Irgendwann ist sie dann aber gestorben, ich war den Strömungen machtlos ausgeliefert und wurde schließlich an einen Strand gespült, der übersät war von leeren Schalen wie mir – und ich dachte, *das ist es dann jetzt gewesen*.

Aber eine Frau, Martina, las mich auf und nahm mich mit zu *ihrer* Familie, mich und noch eine zweite Muschelschale, die mir ganz ähnlich sieht – wie eine Schwester – und da gab sie uns eine neue Aufgabe, eine ganz besondere.

Mich legte sie unter ein Foto, das sie und ihren verstorbenen Vater zeigt, in Deutschland. Und meine Schwestermuschel, die beschriftete sie, mit dem Namen und dem Geburtstag ihres Vaters, und versteckte sie in einer alten Eiche. Sie tat sie in einen kleinen Spalt, aber groß genug für eine Muschel. Und diese Eiche stand auf einem Feld, direkt vor dem Herkunftsort ihres Vaters – im heutigen Polen.

Hier also war *seine* Familie hergekommen. Doch als Kind musste er fortgehen – unter Zwang – und er kam niemals mehr dorthin zurück. Seine Tochter hat das lange beschäftigt. Jetzt aber, wo meine Schwestermuschel in der Eiche steckt und ich unter dem Foto liege, scheint sich da *irgendwas* getan zu haben – auf irgendeine ganz besondere Weise.

Kleingedrucktes:

Martina Kratzels Vater hatte seine frühe Kindheit in Schlesien verbracht, im damaligen Ludwigsdorf. Doch als die Staatsgrenzen infolge des Zweiten Weltkriegs verschoben wurden und unter anderem auch diese vormals deutsche Region fortan zu Polen gehörte, musste er im Alter von neun Jahren sein Heimatdorf unter Zwang und Gewaltanwendung verlassen. Mit seiner Mutter und drei Geschwistern ging es per Pferdetreck und mit dem Zug über die damalige Tschechoslowakei bis ins Wittgensteiner Land. Oft hat er von seiner Kindheit und auch den Schrecken erzählt, die mit den Vertreibungsmaßnahmen einhergingen.

2. Das Portrait von Wilhelm I. von Oranien zur Muschel

Ich bin ein Portraitgemälde, und zwar weil mich jemand so gemalt hat, dass ich einem ganz bestimmten Menschen ähnlich sehe: In meinem Fall ist das Wilhelm I., Fürst von Oranien, Graf von Nassau-Dillenburg. Und weil ich gerade ihm so ähnlich sehe, habe ich immer schon viel über ihn nachgedacht.

Weißt du, *er* wurde nicht nur in eine Familie, sondern auch in ein Geflecht aus Machtinteressen hineingeboren. Und es war zweitrangig, welche Ideen und Interessen er selbst hatte. Seine Zukunft war weitgehend geplant, mit 11 Jahren wurde er „Prinz“ und der Kaiser bestimmte, wo er von wem und wie genau erzogen wurde. Und einfach heiraten, wenn er wollte, das wäre natürlich undenkbar gewesen.

Ich weiß um die Prägekraft einer Familie. Jetzt aber, wo ich eure Geschichte kenne, frage ich mich, wie es *dann* noch ist, wenn man *nicht* in gräflichen Verhältnissen aufwächst und von vornherein eine vergleichsweise *machtlose* Stellung hat... In jedem Fall aber bekommt man so manches in die Wiege gelegt, was man sich nicht ausgesucht hat, und man muss einen Weg finden, damit umzugehen. Wie bei dir, die du einfach im Meer groß geworden bist – und heute noch genausogut an jenem Strand liegen könntest.

Inwieweit wurden Sie durch Ihre Familie geprägt? Waren auch bei Ihnen schon Weichen gestellt? Falls ja, wie sind Sie damit umgegangen?

Ein Wandteppich

Wo der Schein trügt

1. Der Wandteppich über sich selbst

Ich bin ein Wandteppich. Ich bin ein typisch deutscher Einrichtungsgegenstand, denn ich zeige den röhrenden Hirsch. Wandteppiche mit röhrenden Hirschen findet man in wenigstens jedem zweiten deutschen Haushalt. Oder? Vielleicht habe ich Ihnen gerade auch einen Bären aufgebunden?

Wenn ja, dann hätte ich das schon zum zweiten Mal geschafft. Das erste Mal war aber noch besser, denn es hielt ein *klein wenig* länger an, jahrzehntelang nämlich! Marios, der mich dem Museum geliehen hat, ist mir seit der Kindheit bis ins Erwachsenenalter hinein auf den Leim gegangen.

Das lag aber nicht so sehr an ihm. Ich bin ganz einfach ein schelmisches Ding.

In Wahrheit komme ich aus Griechenland, genau wie auch die Familie von Marios. Ich hing bei seiner Mutter im Kinderzimmer – noch ganz nützlich: Ich sorgte dafür, dass nachts nicht so viel Kälte hineinkroch. Später nahm sie mich mit nach Deutschland und peppte mich auf, mit diesen Fransen! Und dann hing ich in Dillenburg, wo Marios aufwuchs, im Wohnzimmer – als Dekoration – und passte ungeahnt gut zum ganzen rustikalen Rest der Einrichtung, so gut, dass mich da auch niemand hinterfragte. Obwohl ich eingewandert bin, hielt man mich für einheimisch. Weil ich eben so schelmisch bin.

Wobei... Sicherlich spielte mir auch einfach in die Karten, dass ich wiederum da, wo ich herkomme, schnell wie eingewandert aussehe. Es ist wirklich ein bisschen verdreht.

Kleingedrucktes:

Marios Mouratidis' Mutter kam als junge Frau im Rahmen der Anwerbeverträge zwischen Griechenland und Deutschland in die Bundesrepublik und brachte diesen Wandteppich mit – heute das einzige Erinnerungsstück an ihre Kindheit. Lange Zeit gingen Marios und seine Geschwister davon aus, es handle sich um einen typisch deutschen Einrichtungsgegenstand, bis er sie eines Tages danach gefragt hat.

2. Frans Posts „Das Dorf Ipocuja“ zum Wandteppich

Ich bin ein Ölgemälde aus dem 17. Jahrhundert und ich kann mir nicht helfen, ich glaube, ich mache etwas ganz Ähnliches wie du. Das wird mir umso klarer, je mehr ich über dich und deine Geschichte nachdenke.

Ich meine, du bist ja schon ein ganz unglaubliches Ding, mit deinem Hirschrudel so heiter – und dann diese behagliche Landschaft – sowas gibt es ja eigentlich gar nicht. Oder, sagen wir, *ähnliche* Anblicke gibt es sicherlich schon, aber naja, so wie *du* das überdrehst... Du sagst es ja auch selbst: Du bist ein schelmisches Ding, du nimmst die Menschen gerne mal ein bisschen auf die Schippe. Und ich merke jetzt, dass ich das von mir auch kenne...

Weißt du, ich wurde gemalt von jemandem, der zwar durchaus *vergleichbare* Orte gesehen haben mag, wie den, den ich zeige. Frans Post, das war sein Name, der war immerhin acht Jahre lang in Brasilien gewesen, mit dem Grafen Johann Moritz von Nassau-Siegen. Aber ich erinnere mich *auch* an seinen Eifer, mich *möglichst interessant* zu machen – mir irgendsoein, ich sag es mal so, *Geheimnis* einzupflanzen. Ich weiß nicht, vielleicht weil er es selber *so gesehen* hatte, aber ganz sicher auch, weil die Leute so etwas auch sehen *wollten*.

So wie du habe auch ich – irgendwie – etwas *Fantastisches* an mir, etwas *Beflügelndes*, und ich fand immer, das sei einfach schön. Jetzt aber würde ich es genauer sagen: Es darf schön sein, solange die Menschen nur wissen, dass es auch Schein ist. Solange sie wissen, dass die *Wahrheit* vielleicht woanders liegt. Ich danke dir für diese Erkenntnis.

Was für Orte, Dinge, Landschaften haben Sie vielleicht im Kopf? Gibt es sie so wirklich? Und welche Gefühle lösen sie aus?

Bettwäsche

Wie Nähe entsteht

1. Die Bettwäsche über sich selbst

Wir sind ein Kissenbezug und eine Tagesdecke, man spricht uns aber einfach gemeinsam mit „Bettwäsche“ an. Wir gehören zusammen und es würde etwas nicht stimmen, wenn man uns trennen würde. Und deswegen verstehen wir auch genau, was unserer Besitzerin fehlt.

Man muss wissen: Sie wird in ihrem Heimatland politisch verfolgt und musste von dort fliehen.

Uns konnte sie mitnehmen, ihre Mutter aber ist dort geblieben. Die beiden sind zwar in Kontakt und reden viel miteinander, aber nur am Telefon oder über Bildschirme – nur auf große *Distanz*.

Es hat sich nun aber gezeigt, dass wir, obwohl wir ja eigentlich nur Bettwäsche sind, dem etwas entgegensetzen können. Wir wussten selber nicht, dass wir diese Fähigkeit haben, aber anscheinend spenden wir ihr besonderen Trost und schaffen sogar eine Art Verbindung zu ihrer Mutter. Darum werden wir auch nicht in der üblichen Weise verwendet, sondern einfach nur sorgsam aufbewahrt.

Man muss wissen, wir waren ein Hochzeitsgeschenk, von ihrer Mutter, und darum scheinen wir jetzt etwas von ihr *in uns* zu tragen. Etwas, das nun mit uns *in der Nähe* ist – oder das *da* ist. Wir können es nicht besser beschreiben, aber wir werden diese Aufgabe weiter erfüllen, solange bis es hoffentlich einmal nicht mehr nötig ist.

Kleingedrucktes:

Die Besitzerin dieser Bettwäsche kann bis auf Weiteres nicht mehr in ihr Herkunftsland, die Türkei, einreisen. Sie gehört zu denen, die von der türkischen Regierung für den Putschversuch im Jahr 2016 verantwortlich gemacht oder als oppositionell eingestuft wurden – Teile des türkischen Militärs hatten versucht, die türkische Regierung zu stürzen. Im Zuge der anschließenden Entlassungs- und Verhaftungswelle sah sich auch die Leihgeberin zur Flucht gezwungen.

2. Die „Madonna mit Kind“ zur Bettwäsche

Ich bin ein Ölgemälde aus dem 17. Jahrhundert und zeige Maria mit dem Jesuskind – und zwar in einer ganz bestimmten Situation: Maria hält ihr Kind auf dem Arm und stillt es. Ich betone das, weil das eine besonders intime Art von *Nähe* zwischen Mutter und Kind ist – und zugleich doch so selbstverständlich und natürlich.

Schon darum kann *auch ich* sehr gut verstehen, wie schwierig die Situation ist, von der ihr sprecht.

Ich sehe da aber *noch* etwas – und ich muss sagen, es lag außerhalb meines Horizonts, dass auch Kissenbezüge und Decken dazu im Stande sind: Diese Art von Nähe, die ihr da herstellt, kommt mir nämlich noch aus einem anderen Grund sehr bekannt vor – das heißt: nicht nur weil ich zwei Menschen zeige, die sich nahe sind, sondern auch weil ich einfach ein Bild bin.

Denn eigentlich, körperlich, sind Maria und das Kind ja *gar nicht da*. Sie sind weit weg, irgendwo, wer weiß wo – wenn überhaupt. Sie sind nun aber *trotzdem* da – und zwar indem ich sie denen *nahebringe*, die mich anschauen. So etwas machen wir Bilder immer. Wir können das sehr gut. Umso bemerkenswerter finde ich aber, dass ihr beiden, Kissenbezug und Decke, auf eure Weise etwas ganz Ähnliches schafft.

Haben Sie auch so einen Gegenstand? Ein Ding, das Sie mit einem lieben Menschen verbinden?

Und das es auch schafft, diese besondere Art von Nähe herzustellen?

Eine Bratsche

Kommen und gehen für den Beruf

1. Die Bratsche über sich selbst

Ich bin eine Bratsche, ein bisschen wie eine Geige, sagen einige, aber ganz anders. Ich bin größer und kann tiefere Töne spielen, ich klinge etwas heiserer – und rauchiger. Ich male der Geige meist einen dunklen Schatten, *wenn wir denn* zusammen spielen. Was aber oft vorkommt.

Wer auch immer mich gebaut hat, musste viel lernen. Und auch Daniel, der auf mir spielt, und zwar beruflich – auch der musste viel lernen, sehr viel, und... ja wirklich viel üben. Ich kann nichts dafür, ich bin eben ein rundum anspruchsvolles Instrument – aber *nur*, weil die *Menschen* anspruchsvoll sind. Und auch Daniel musste so anspruchsvoll sein, er wollte schließlich Berufsmusiker werden.

Angefangen hat er ja in Spanien, seinem Herkunftsland. Aber da sagte man ihm, „*wenn er was aus sich machen möchte*“, müsse er nach Deutschland. Und zwar gerade weil es in Deutschland ganz *besonders anspruchsvoll* zuginge (jedenfalls in Sachen klassischer Musik). Und so ging er.

Irgendwann kam dann auch ich dazu, und noch eine zweite Bratsche – wir müssen immer zu zweit sein, falls mit einer mal was nicht stimmt. Mittlerweile sind wir jedenfalls in Siegen angekommen und werden von Daniel in einem Orchester gespielt, der Philharmonie Südwestfalen. Bei vielen unserer Kolleginnen und Kollegen dort lief es ganz ähnlich. Dieser Beruf ist eben anspruchsvoll, nicht nur, aber auch weil er dich bisweilen in ein anderes Land ziehen kann.

Kleingedrucktes:

Daniel Ibáñez García studierte Musikwissenschaft an der Universität Oviedo und machte seinen Bachelor an der dortigen Musikhochschule. Dann aber ging er nach Deutschland – an die Musikhochschulen in Mannheim und Stuttgart, machte dort seinen Master und spielte bei der Württembergischen Philharmonie Reutlingen und am Staatstheater Darmstadt. Warum Deutschland? Deutschland ist für seine hohe Qualität im Bereich der klassischen Musik international bekannt. Begabung und Können spielen die größte Rolle, Orchestermitglieder stimmen selbst über die Aufnahme neuer Kolleginnen und Kollegen ab und nicht zuletzt hat die klassische Musik, politisch und gesellschaftlich, ein vergleichsweise hohes Ansehen. Seit 2016 ist Daniel Ibáñez García stellvertretender Solobratscher bei der international besetzten Philharmonie Südwestfalen.

2. Das Selbstportrait von Peter Paul Rubens zur Bratsche

Ich bin ein Selbstportrait vom berühmten Künstler Peter Paul Rubens. Dieser Mann hätte ganz genau verstanden, warum Daniel nach Deutschland gegangen ist. Denn auch er ist damals, vor mehr als 400 Jahren, allein wegen der Kunst quer über den Kontinent gereist. Bei ihm war es nicht die Musik, sondern die Malerei. Und die zog ihn natürlich nach Italien.

Ich sage „natürlich“, weil das viele Künstler, vor ihm und nach ihm, genauso gemacht haben – Italien, da gingen sie eigentlich alle hin. Denn Italien, das galt als die Wiege der Renaissance, das Land der großen Meister, wie Leonardo, Michelangelo, Tizian... und Rubens wollte, ja er musste dort leben und arbeiten, alles studieren und sich gut vernetzen, um als Maler voranzukommen.

Auch das war also schon eine Form von, heute sagt man manchmal, „*Arbeitsmigration*“ – wie man sieht, etwas ganz Normales, was aber oft auch zum Problem gemacht wird. Viel redet man über die sogenannten „Fachkräfte“, tatsächlich aber arbeiten auch viele Migrantinnen und Migranten im Niedriglohnsektor. Und obwohl auch diese Arbeit enorm wichtig ist, wird sie anders bewertet – statt mit Prestige ist sie eher mit Vorurteilen behaftet...

Wie ist es mit Ihnen? Würden Sie für die Arbeit ins Ausland ziehen? Oder haben Sie es schon getan?

Kinderbettwäsche

Ein Gefühl von Zuhause

1. Die Kinderbettwäsche über sich selbst

Wir sind ein Kissenbezug und ein Deckenbezug für Kinder. Zu Hause im Schlafzimmerschrank liegt auch noch ein weiteres Paar.

„Zu Hause“. Es ist gut, dass man das jetzt endlich sagen kann. Man muss wissen, wir haben zwei Kindern, die lange Zeit *kein* Zuhause hatten, Nacht für Nacht als Bettwäsche gedient, also jede Nacht. Immer wieder wir und die Kinder.

Er war sechs und sie war zwei. Diese beiden und ihre Eltern mussten aus ihrer Heimat fliehen. Und uns nahmen sie mit – das ist noch gar nicht so lange her. 2017, da ging es aus der Türkei über viele, ganz unterschiedliche Orte bis nach Siegen. Wir wissen nicht mehr, *wieviele* es waren. Jedes Mal aber gab es einen neuen und immer wieder anderen Platz zum Schlafen.

Wir, die zwei Sätze Bettwäsche, waren immer dabei. Wir haben den ganzen Weg mitgemacht. Und wir verstanden auch warum: Wir sollten den Kindern wenigstens ein kleines Gefühl von „Zuhause“ geben. Sie sollten sich wenigstens nachts in etwas verkriechen können, was ihnen vertraut war. Und das band uns schließlich enger aneinander, als wir es je gedacht hätten.

Kleingedrucktes:

Die Eltern der Kinder, die diese Bettwäsche aus der Türkei, über Mazedonien, bis nach Deutschland mitgebracht haben, wurden nach dem Putschversuch von 2016 politisch verfolgt und zur Flucht gezwungen – Teile des türkischen Militärs hatten versucht, die türkische Regierung zu stürzen. Selbst nach ihrer Ankunft in Deutschland waren sie noch, länger als sechs Monate, in drei verschiedenen Flüchtlingslagern untergebracht, in Gießen, Donauwörth und Neu-Ulm.

2. Die „Anbetung der Könige“ zur Kinderbettwäsche

Ich bin ein Ölgemälde von einem unbekanntem Maler, zeige aber eine sehr bekannte Szene aus der Bibel. Wer das Kind betrachtet, und das ganze Geschehen, das da seinen Weg im Gange ist, denkt vielleicht schon an den erwachsenen Jesus Christus. Hier aber ist er durchaus noch ein Kind, genauso auf die Fürsorge seiner Eltern angewiesen wie jedes andere auch.

Auch *seinen* Eltern war es in der biblischen Geschichte allein darum gegangen, einen Platz für die Nacht zu finden und dafür zu sorgen, dass sich das Kind *aufgehoben* fühlt. Auch *sie* waren nicht zu Hause, sahen aber die Notwendigkeit eines Ersatzes, wenigstens für die Nacht. Der Stall, den sie dann fanden, reichte aber nicht ganz aus. Es musste noch etwas anderes her, etwas, um das Kind wohl zu umschließen, ein kleiner Winkel in der Welt, der *nur ihm* gehört. Und das war die Futterkrippe.

Ich verstehe daher sehr gut, wie wichtig ihr gewesen seid. Auch ihr habt für so einen eigenen, kleinen Winkel gesorgt. Es war wirklich gut, dass ihr zur Stelle wart.

Haben Sie auch Dinge, die Ihnen Geborgenheit und ein Zuhause-Gefühl geben?
Auch in schwierigeren Lagen?

Eine Rettungsweste

Darstellung und Erinnerung

1. Die Rettungsweste über sich selbst

Ich bin eine Rettungsweste. Eigentlich gebe ich Menschen ja nur Auftrieb im Wasser – aber genau so *kann* ich sie, je nach Situation, auch „retten“.

Es gibt von meiner Sorte verschiedene Größen – meine Größe ist für Kleinkinder geeignet. Nur einmal aber wurde ich auch wirklich von einem Kleinkind getragen, für nicht mehr als eine halbe Stunde – für *mich* aber war das, das wird man sicher verstehen, die *wichtigste* aller halben Stunden.

Es ging in ein ziemlich kleines Boot, das immer voller wurde, viel zu voll, und dann einmal quer über den Fluss „Mariza“, „Meriç“, so sagt man auf der türkischen Seite, hinüber auf die griechische Seite, da heißt er dann „Evros“ – wie er aber auch genannt wird, es ist ein gefährlicher Fluss. Viele sind darin schon ertrunken.

Unsere Flucht endete aber gut und das Kind und seine Mutter fanden bald auch den Vater wieder. Ich dachte schon, ich würde nun bald weggegeben – aber ich bin *noch heute* bei ihnen. Ich glaube, weil ich sie an die Sache erinnere. An die Ängste, die sie hatten, aber auch an das Glück, die Flucht geschafft zu haben und nun „vor der Tür eines neuen und hoffnungsvollen Lebens“ zu stehen. So hat es meine Besitzerin gesagt, als sie mich an das Museum gegeben hat.

Kleingedrucktes:

Wegen politischer Verfolgung ist die Besitzerin dieser Rettungsweste im Jahr 2016 aus der Türkei, über den türkisch-griechischen Grenzfluss Meriç bzw. Evros bis nach Deutschland geflohen, zusammen mit ihrem Kind. Die Flussüberquerung ist ein alternativer Weg zur Mittelmeer-Route. Ihr Mann hatte bereits zuvor das Land verlassen. Am Tag der deutschen Einheit fanden sie wieder zusammen.

2. Andreas Achenbachs „Segelboote bei stürmischer See“ zur Rettungsweste

Ich bin ein Ölgemälde von Andreas Achenbach und zeige seit 1894 diese gefährliche Situation auf hoher See. Und ich zeige sie, ohne dabei selbst gefährlich zu sein. Ich kann das, weil ich ein Bild bin, ein Kunstwerk, das viele vielleicht spannend oder sogar schön finden – mit der ganzen Bewegung, den Wellen, der großen Kraft, die man da sieht...

Oft habe ich auch über die unbekanntenen Fischer nachgedacht, in dem sturmgepeitschten Boot.

Die denken gerade sicher nicht an Kunst. Sie sind den Elementen ausgeliefert, sie *erleben* da etwas Gefährliches. Es geht um nichts anderes als um ihr *Leben*.

Jetzt aber, liebe Rettungsweste, mit deiner Geschichte im Hinterkopf, da wird mir nochmal neu bewusst, dass die Fischer, die ich da zeige, nur gemalte Figuren sind und keine Menschen. Und ich frage mich: Wie wirke ich denn auf *wirkliche* Menschen, auf *lebende* Menschen, die solche Gefahren *tatsächlich* überstanden haben? Schmerzlich? Oder erinnere ich sie vielleicht an das Glück, das sie hatten?

Was würden Sie sagen, können Sie sich eine Vorstellung von solcher Gefahr machen?
Oder welche Erinnerung verbinden Sie mit Küsten, bewegten Gewässern und dem Meer?
Wie wirke ich auf Sie, wenn Sie mich anschauen?

Eine Pfanne

Was man mitnimmt

1. Die Pfanne über sich selbst

Ich bin eine Pfanne – oder gerne auch eine Ofenform. Ich bin ja froh, dass ich, obwohl ich keinen Griff mehr habe, immer noch in Gebrauch bin. Schon längst hätte ich im Müll landen können, aber Elena behält mich. Ich würde sie ja genauso behalten.

Man muss wissen, wir sind beide aus Russland. Sie wurde da geboren und ich wurde da gegossen – nicht aus Eisen, sondern aus Aluminium, und vielleicht war das mein Glück. Ich bin für eine Pfanne noch relativ leicht. Vielleicht bin ich aber auch einfach gut zu gebrauchen... zumindest habe ich bald zehn Teflonpfannen überlebt... Jedenfalls aber wurde ich *mitgenommen* – aus Sibirien, bis hierher nach Siegen. 5000 Kilometer. Erst mit dem Zug, dann mit dem Flugzeug, dann mit dem Bus. Nur mit Taschen und Koffern – und neben mir ist nur noch *ein* anderes Ding von dieser Reise übriggeblieben: Ein Gedichtband von Puschkin.

Wir beide sind also die letzten Dinge, die noch an Sibirien und diesen weiten Weg erinnern, jedes auf seine Weise: ein Stück große, alte Sprachkunst *und* ein ganz alltäglicher Gebrauchsgegenstand, also ich, die Pfanne bzw. die Ofenform...

Der Griff ist weg, ich weiß auch nicht mehr warum. Ich weiß nur noch, was wir da alles erlebt haben, und dieses Wissen, das teile ich mit Elena – oder teilt sie es mit mir?

Kleingedrucktes:

Vor 30 Jahren wanderte die Besitzerin dieser Pfanne, Elena Groß, gemeinsam mit ihrem russlanddeutschen Ehemann und ihrem dreijährigen Sohn nach Deutschland aus. Die Zugfahrt von Omsk nach Moskau dauerte zwei Tage. Mit dem Flugzeug ging es dann weiter nach Hannover und schließlich mit dem Bus ins Auffanglager Friedland zur Registrierung. Sie erzählt, wie sie dort in einer Menschenmenge standen und warteten – und wie ihr Mann auf einmal fragte, voller Panik im Gesicht, wo denn ihr kleiner Sohn sei. Sie wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, denn er trug ihn dabei auf seinem Arm

2. Die Lade der Siegener Bäckerzunft zur Pfanne

Ich bin die Lade der Siegener Bäckerzunft. 1765 wurde ich hergestellt, aus Eichenholz, und mit Brezeln aus Eisen verziert. Ich kenne mich damit aus, wenn es heißt, „*Besitz zu sichern*“.

Laden wie ich standen im Zunfthaus oder im Haus des Zunftvorstandes und enthielten allerlei Dinge: Siegel, Urkunden, Rechnungen, Briefe, Protokolle... Wenn wir geöffnet wurden, war das oft höchst feierlich, denn all diese Dinge waren wichtig für die Zunft und ihre Mitglieder. Es waren ja hochoffizielle Gegenstände, Unikate und Originale...

...und deshalb finde ich *dich* so unglaublich interessant. Ich will dir nicht zu nahe treten, aber du bist ja eigentlich „*standardisiert*“! Es gibt ja unzählige Pfannen, die alle so ziemlich das gleiche können wie du. Und doch wurdest du 5000 Kilometer weit in einem Koffer transportiert, du wirst heute immer noch verwendet, obwohl dein Griff fehlt. Und du wirst hier in einem Museum ausgestellt!

Das lässt mich neu darüber nachdenken, was eigentlich den Wert von Dingen ausmacht. Ich meine, wodurch werden wir denn wichtig? Vielleicht bist du ein viel wichtigeres Ding als all die Siegel und Urkunden, die ich damals beschützt habe... Oder du bist auf eine andere Weise wichtig... auf eine wichtigere Weise vielleicht.

Lange dachte ich ja, ich wüsste, welche Dinge wichtig sind. Jetzt merke ich, dass es dabei auf vielerlei ankommt. Welche Dinge sind Ihnen wichtig? Was würden Sie mitnehmen, wenn Sie nur wenig mitnehmen könnten?

Eine Postkarte und ein Foto

In Landschaften daheim?

1. Die Postkarte über das Foto und sich selbst

Ich bin eine Postkarte und ich habe etwas Wichtiges von diesem Foto erfahren. Man muss wissen, wir werden gemeinsam aufbewahrt, in einem Schuhkarton. Und eines Tages fragte mich das Foto, was ich denn da eigentlich zeigen würde. Und ich begann zu erklären.

Ich sagte, das sei der Gasthof von Brigittes Großeltern gewesen – Brigitte ist unsere Besitzerin. „Karl Fiebigs Gasthof zur Erholung“ in Liebichau, so hieß es damals, in Schlesien. Der Ort, an dem sie ihre frühe Kindheit verbracht hat – ihre Heimat. Und ich wollte gerade damit beginnen, ihm die „grünen Hügel und Täler“ auszumalen, die sie so gerne erwähnt – da bemerkte ich auf einmal, dass das Foto ganz seltsam dreinschaute, ganz ungläubig... Ich hielt also inne und fragte, was los sei.

Das Foto meinte, das könne doch gar nicht sein. Ihre Heimat, das sei doch die „Setzer Halde“ in Geisweid. Es erinnerte mich an so vielerlei, was sie über diese Gegend gesagt hatte. Da sei es „toll zum Spielen“ gewesen, alles „grün“, es habe „viel Matsch“ gegeben und diese Ruine von dem Schwimmbad. Und das Foto reckte und streckte sich, so dass ich es bestmöglich betrachten konnte. Ja, da war eine solche Gegend zu sehen, und es war eine andere als die, die ich zeige – aber die fragliche Heimat... die zeige *immer noch ich*, darauf bestand ich.

Die Aufregung war also groß, doch schon bald wich sie unserem Wunsch nach Aufklärung. Wir kramten also in unseren Erinnerungen und dachten und folgerten... und kamen letztlich zu dem Schluss, dass Brigitte wenigstens *zwei Heimaten* haben müsste. Das war das einzige, was uns schlüssig und sinnvoll erschien, darüber waren wir uns einig.

Kleingedrucktes:

Brigitte Lanko verbrachte ihre ersten fünf Lebensjahre im damaligen Liebichau in Schlesien. Nach Kriegsende waren sie und ihre Familie gezwungen von dort fortzugehen und sie kamen, nach langer Reise mit dem Auto, zu Fuß und mit dem Zug – und nach verschiedenen Zwischenstationen – in eine Wohnbaracke auf der „Setzer Halde“ in Geisweid. Auch andere zwangsmigrierte sowie ausgebombte Familien waren hier untergebracht. Ihr Vater hatte in den Geisweider Eisenwerken eine Anstellung gefunden. Heute spricht sie nicht von Heimat, sondern von mehreren „Heimaten“.

2. Zwei Landschaftsgemälde zur Postkarte und zum Foto

Wir sind zwei Landschaftsgemälde von Johannes Christian Deiker. Wir heißen „Littfeld“ und „Grube Silberart bei Littfeld“ und stammen aus dem 19. Jahrhundert. Wir unterstützen euch in eurer Überlegung. Wir können uns nämlich gut vorstellen, dass jemand zwei oder mehr Heimaten haben kann.

Wäre das anders, hätten wir Gemälde uns ja längst mal auf einen bestimmten Ort geeinigt – oder diejenigen, die uns gemalt haben. Aber es gibt so viele verschiedene Bilder von so vielen verschiedenen Orten und Gegenden, die allesamt so angeschaut werden können wie Heimatbilder. Auch wenn bestimmte Motive natürlich öfter vorkommen als andere – wie die idyllischen Landschaften, die wir zeigen. Doch sogar graue Anlagen aus Stahl und Beton können für manche Menschen Heimat sein. Es kommt ganz darauf an, wer es ist, ob er oder sie beim Gedanken an den jeweiligen Ort ein bestimmtes Gefühl bekommt – und ob er ihn dann so nennt.

Darum, so meinen wir, kann man sich gerade bei Menschen, die an mehreren Orten gelebt haben, auch mehrere Heimaten vorstellen. Wir finden, ihr habt gut daran getan, euch so zu einigen. Ihr zeigt beide jeweils eine Heimat von ihr.

Betrachten auch Sie einen bestimmten Ort als Ihre Heimat, eine bestimmte Landschaft zum Beispiel? Kennen Sie dieses Gefühl? Oder sind es auch bei Ihnen vielleicht mehrere Orte?

Ein Filmprojektor

Wie Filme Gemeinschaft schaffen

1. Der Filmprojektor über sich selbst

Ich bin ein Filmprojektor, ein Bauer P5, für 16-mm-Schmalfilm. Ich war mal ein hoch geschätztes Gerät, in den frühen 1960er Jahren, als ich noch neu war. Meine Weiterentwicklungen von heute beneide ich aber dennoch – auch die heutigen Fernseher. Wobei wir damals einiges schon genauso hinbekommen haben, und manches vielleicht sogar noch besser – ich denke da jetzt vor allem ans *Zusammenbringen von Menschen*.

Ich weiß noch genau, wie es war, wenn sich der Raum langsam füllte – ich schon längst auf Position, bestückt mit der ersten Rolle und wartend, bis das Licht ausging. Mitten in Siegen war das. Nicht in einem Kino, dafür wäre ich zu klein gewesen – sondern im „Spanischen Zentrum“. Meistens zeigte ich da spanischsprachige Filme, für Menschen, die als Muttersprache eben spanisch sprachen. Und Deutsch-Lernfilme durfte ich auch oft abspielen, da gab es auch Deutschunterricht, und gerade die kannte ich bald in- und auswendig. Einer hieß „Guten Tag“. Und einer „Viel Glück in Deutschland“.

Ich weiß nicht, was besser war: Wenn alle wie gebannt dasaßen und außer Filmton nur mein Rattern zu hören war... oder wenn die letzte Rolle zu Ende ging und sich alle wieder einander zuwandten.

Jedenfalls gehörte ich da einer Gemeinschaft an. Ja, und ich war sogar daran beteiligt, dass man sich als Gemeinschaft *fühlte*. Ich denke, die Leute wussten das auch – denn immerhin, auch wenn heute andere Geräte gefragt sind, wurde ich da noch lange aufbewahrt, bevor ich schließlich hier ins Museum gekommen bin.

Kleingedrucktes:

Das Spanische Zentrum wurde in den 1960er Jahren vom erzbischöflichen Generalvikariat ins Leben gerufen und auf dem Gelände der Pfarrgemeinde St. Michael mit öffentlichen und kirchlichen Mitteln erbaut – für Menschen, die im Rahmen der Anwerbeverträge zwischen der BRD und Spanien nach Siegen gekommen waren. Neben einer sozialen und religiösen Betreuung fanden dort auch Freizeitaktivitäten statt, darunter auch spanischsprachige Filmabende, oder Deutschkurse. Der Filmprojektor kam dabei regelmäßig zum Einsatz.

2. Das Videoportal „Unser Siegen“ zum Filmprojektor

Ich bin ein Videoportal. Ich bin nirgends und überall zugleich – ich bin ganz einfach da, wo ich *zugänglich* bin, über das Internet. In dieser Hinsicht, lieber Projektor, unterscheide ich mich also sehr von dir. Ich wüsste auch wirklich gerne, wie es ist, so schwer und metallisch zu sein, und vor allem so *richtig physisch anwesend*, wo auch die Menschen sind...

Aber wir beide, wir haben auch etwas gemeinsam: Wir ermöglichen es den Menschen, Filme zu sehen, nicht von der selben Gattung vielleicht, aber dennoch. Ich bin ja eine Sammlung aus Videos, vor allem Interviews, von Menschen aus Siegen, die *über* Siegen erzählen. Und alle, die wollen, können da reinschauen, zuhören und anknüpfen, im Grunde egal wann und wo. Selbst wenn die Leute also nicht alle zur gleichen Zeit im selben Raum sind wie damals bei dir, tun sie durch mich etwas Gemeinschaftliches: Sie blicken zusammen auf die Region und die Stadt und erleben sich vielleicht auch als Teil davon.

Dass der Blick damals bei euch eher auf Spanien oder auf andere spanischsprachige Länder gerichtet war, das lag natürlich auch daran, dass die meisten davon ausgingen, sie seien nur für eine kurze Zeit in Siegen. Und auf viele traf das ja auch wirklich zu. Viele aber sind auch hier geblieben. Übrigens auch der Mann, der damals mit deiner Hilfe die Deutschkurse gegeben hat, Alfonso, den kenne ich nämlich auch, aus meinen Videos.

Kennen Sie das, wenn Filme Gefühle von Gemeinschaft entstehen lassen? Oder wenn sie sogar Identität stiften?

Ein Pass

Wie Leben beschränkt wird

1. Der Pass über sich selbst

Ich bin ein Pass, ein spanischer Pass zwar, aber mit einem beträchtlichen Anteil deutscher Wörter, geschrieben und gestempelt, meist in Blau und Schwarz, oft auch in mahndem Rot. Und in allerlei Handschriften – ich spüre noch heute das Stechen und Kitzeln der Stifte und lebhafter noch das Drücken, ja oft auch das Schlagen der Stempel. Dabei ist es nun schon sehr lange her, dass ich in Gebrauch war...

Man kann es mir natürlich genau entnehmen, dafür bin ich ja gemacht: Ausgestellt im Dezember 1962, ungültig gemacht im Dezember 1966, nach nur vier Jahren also. Und doch gab es da so viel zu klären und zu genehmigen und zu vermerken und abzuzeichnen. Bis ich dann schließlich von einem neuen Pass abgelöst wurde.

Ich habe also eigentlich längst keine Funktion mehr und doch hebt mich Alfonso immer noch auf – das ist der Mann, über den ich damals Auskunft gab. Wobei ich nicht wirklich über *ihn* Auskunft gab, sondern allein darüber, wo, wann und wie er wohnen und arbeiten durfte.

Ich bin jedenfalls froh für seinen heutigen Pass, der hat es ruhiger als ich damals – und ich bin froh für Alfonso selbst. Er hat sich schließlich hier niederlassen können, nach amtlicher Aussage als der damals zweite von mehreren tausend Ausländerinnen und Ausländern überhaupt in Siegen.

Kleingedrucktes:

1963 nahm der gelernte Schreiner Alfonso López García in Deutschland erstmalig eine Stelle als sogenannter „Gastarbeiter“ an, nicht über den klassischen Weg der Anwerbekommissionen, sondern über das Arbeitsangebot seines Schwagers, in einer Werkstatt im Raum Frankfurt. Anfang der 1970er Jahre wurde er bei einem Besuch bei Freunden in Geisweid auf eine unbesetzte Stelle als Sozialbetreuer für die spanische Gemeinde beim Caritas-Verband aufmerksam. Seine Bewerbung war erfolgreich. Als er dann – nach über einem Jahrzehnt in Deutschland – eine unbefristete Aufenthaltsberechtigung (heute die Niederlassungserlaubnis) beantragen wollte, sagte man ihm, dass es von den mehreren tausend Ausländerinnen und Ausländern in Siegen erst eine Person gebe, die diese erhalten habe. Er war vermutlich der zweite.

2. Fünf Zunftsiegelstempel zum Pass

Wir sind fünf Stempel, vielleicht ein wenig wie die, die dir damals so auf den Leib rückten. Allerdings sind wir alte *Zunftsiegelstempel*: Wir gehörten fünf verschiedenen Zünften an, die es im 18. Jahrhundert in Siegen gegeben hat: die Hutmacher, die Rothgerber, die Seiler, die Weber und die Maurer.

Die Beweglichkeit der Menschen sollte eben auch damals schon gut geregelt sein, die Beweglichkeit durch die Welt, aber auch in Sachen Arbeit. Wollte jemand Hüte oder Seile oder Stoffe machen, Rinderhäute gerben oder als Maurer arbeiten, so hatte er sich an die Regeln der jeweiligen Zunft zu halten.

Was glaubst du, auf wieviel Papier wir im Laufe der Zeit gedrückt oder, wie du ganz richtig sagst, *geschlagen* wurden. Auch wir spüren das noch, als wäre es gestern gewesen, diese Strenge und diese Deutlichkeit. Wir haben das auch immer mit großem Diensteifer vertreten.

Jetzt aber, wenn wir dich anschauen, da wird uns etwas klar, was wir die ganze Zeit über nicht gesehen haben – vielleicht *konnten* wir es gar nicht sehen, weil wir *immer neue* Dokumente vor uns hatten und nie konnten wir uns auf eins davon mal wirklich einlassen. Lassen wir uns aber auf *dich* einmal ein, durchgestempelt, wie du bist, wird uns bewusst, dass du nicht einfach eine Sammlung aus Angelegenheiten bist, sondern dass du einen *Menschen* betiffst, der einen Namen und ein Leben hat. Und diesem Menschen wurden Schranken gesetzt, wie auch all den Handwerkern damals bei uns. Darüber müssen wir erst einmal nachdenken...

Kennen Sie das auch – wurden auch Ihren Wünschen und Lebensentwürfen schon einmal solche Schranken gesetzt? Wie haben Sie das empfunden?

Eine Spieluhr

Der Schritt in die Selbstständigkeit

1. Die Spieluhr über sich selbst

Ich bin eine Spieluhr. Hergestellt wurde ich in China, irgendwann aber wurde ich zusammen mit vielen anderen von meiner Sorte in eine Kiste gesteckt und *exportiert*. Bald 50 Jahre ist das her. Wir landeten nach langer Reise in Geisweid, in Deutschland, waren also wieder *importiert* worden – und ich dachte: Solange man nicht nur *exportiert* wird, sondern auch wieder *importiert* wird, ist ja alles gut.

Der Mann, der uns da *importiert* hatte, hieß Ihsan, stammte aus der Türkei und führte, zusammen mit seiner Frau Sevim, ein Lebensmittelgeschäft. Als wir das hörten, da meinte einer, die Geisweider würden vielleicht Spieluhren essen... Aber, nein, Ihsan wollte seinen Laden erweitern, mit solchen Sachen wie uns, vor allem für Kunden, die uns in die Türkei mitnehmen wollten. Da musste ich erst lachen, bei dem Gedanken, wie uns die Menschen ständig durch die halbe Welt befördern – und ich fürchtete schon, das könnte vielleicht niemals aufhören. Aber es stellte sich heraus, dass wir als *Geschenke* gedacht waren – und das war etwas ganz Besonderes: Ein Geschenk zu sein, das gefällt einem Ding meistens sehr. Und so nahm das Ganze ein wirklich gutes Ende für uns – auch für mich:

Ich wurde zwar kein Geschenk, dafür aber *Exponat*: Nicht nur hier im Museum, sondern auch sonst, in einer Vitrine in Ihsans Geschäft, das in der Zwischenzeit ganz *unglaublich* gewachsen ist und übrigens „ELIH Import Export“ heißt. Wenn ich so zurückdenke, wie ich damals in China in irgendeine Kiste kam... niemals hätte ich da gedacht, dass ich einmal *ausgestellt* würde, um an die Anfänge einer großen Firma zu erinnern.

Kleingedrucktes:

Ihsan Elmaağaçlı kam 1963 als einer der ersten türkischen, sogenannten „Gastarbeiter“ nach Siegen. Er arbeitete als Schweißer, erst bei ‚Schallex‘, später bei den ‚Stahlwerken Südwestfalen‘, und führte nebenberuflich ein Reisegewerbe. 1974 gründete er mit seiner Ehefrau Sevim ein Lebensmittelgeschäft in Geisweid, was schließlich so gut lief, dass er bei den Stahlwerken kündigte. Er erkannte aber noch einen offenen Nischenmarkt: Haushaltswaren und Geschenkartikel (wie diese Spieluhr), speziell für Landsleute, die ebenfalls im Rahmen der Anwerbverträge nach Deutschland gekommen sind, und vor allem für diejenigen, die regelmäßig ihre Familien in der Türkei besuchten. Später kamen Ausfuhrgeschäfte und Internethandel hinzu und der Kundenkreis erweiterte sich. Inzwischen führt sein jüngster Sohn Ertan das Unternehmen. Schwerpunkte sind hochwertige Haushaltsprodukte wie Gläser, Porzellan und Geschirr.

2. Das Firmenschild zur Spieluhr

Ich bin ein Firmenschild – oder *war* ich ein Firmenschild? Jedenfalls war ich als Firmenschild *tätig*, früher, am Ende des 19. Jahrhunderts, einer Zeit also, als es noch keine Autos gab und die Menschen noch viel öfter zu Fuß unterwegs waren – und dabei auch viel öfter Hüte trugen als heute.

Für *mich* war das sehr gut, denn es ist meine Aufgabe, den Menschen zu zeigen, *wo das Hutgeschäft ist*. Ich hatte also immer etwas zu tun – und ich trug auch Verantwortung. Neben meinem Hutgeschäft gab es nämlich noch ganze *fünf* andere in Siegen. Da wurden Hüte verkauft, so weit das Auge reichte.

Eine ganze Weile blieb das so, noch bis in die 1960er hinein. Als du aber zu Ihsan ins Sortiment kamst, in den 70ern, da war die große Zeit der Hüte gerade vorbeigegangen – da hatte ich dann also endgültig nichts mehr zu tun.

Wie unterschiedlich die Situationen doch sind, in denen Menschen ihre eigenen Geschäfte aufmachen, oder? Ich meine, einerseits hast du vieles genauso erlebt wie ich, zum Beispiel diese Spannung, wenn da die Kundschaft kommt und schaut und vielleicht auch kauft – und andererseits war vieles bei euch auch anders, auch weil euer Ihsan eingewandert war. Die Chancen von Migrantinnen und Migranten waren oft in beide Richtungen eingeschränkt, ob als Angestellte oder in der Selbstständigkeit.

Haben Sie schon mal überlegt, sich selbstständig zu machen? Oder haben Sie es sogar getan?

Ein Lied

Blicke auf Siegen

1. Das Lied über sich selbst

Ich bin ein Lied. Ich bin ein Ding, das man weder sehen noch anfassen kann. Man kann zwar meinen Text vor sich haben oder meine Noten, aber ich bin eigentlich nur dann so richtig *ich selbst*, wenn ich gesungen werde. Ich erfülle dann die Luft, je nach Stimme klinge ich anders, und wenn es mehrere sind, dann mischen sie sich sogar. Das ist so, wenn Valentina, Soja und Svetlana mich singen.

Ich mag es auch sehr, wenn noch Instrumente dabei sind, die ja wieder ganz eigene Stimmen haben. Wie die Gitarre, die von Mikhail gespielt wird.

Doch wir Lieder klingen nicht *nur*, wir *sagen* auch immer noch was. Und darum können wir immer auch ein deutliches Thema haben und von irgendeiner Sache *handeln*.

Ich handle ja von einer Stadt, von unserer Stadt hier, von Siegen – und nicht nur das. Ich will meinen, dass ich ein auffallend freundliches Lied bin, ein *bejahendes* Lied. Ich *bejahe* diese Stadt. Und das mache ich ganz im Sinne Svetlanas, die mich geschrieben hat. Sie ist halb Russin und halb Ukrainerin und ist der Liebe wegen von Russland nach Deutschland gezogen, ins Siegerland. Und immer betont sie, wie sie hier damals „mit offenen Armen empfangen“ wurde. Und das ist es eben, genau das *hallt* jetzt in mir nach. Wo auch immer ich wieder erklinge, ist das ein neues Echo dieses Gefühls – „mit offenen Armen empfangen“ zu werden.

Kleingedrucktes:

Svetlana Ochs studierte in Krasnodar Germanistik, betreute deutsche Reisegruppen und lernte dabei ihren heutigen Ehemann kennen. Durch ihn kam sie nach Fellinghausen in Kreuztal und fühlte sich dort von Anfang an willkommen. Seit 17 Jahren ist sie Gründungsmitglied der Gesangsgruppe „RadOst“. Dieses Lied aus ihrer Feder hat sie zusammen mit Valentina Kramer, Soja Fuhr-Buschmelev und Mikhail Zakharov an der Gitarre für diese Ausstellung, hier im Museum, performt. Die Kleider sind an russische Trachten des 18./19. Jahrhunderts angelehnt.

2. Zwei Siegen-Gemälde zum Lied

Wir sind zwei Gemälde aus dem späten 19. Jahrhundert. Jakob Scheiner hat uns gemalt und man nennt uns „Siegen: Unteres Schloss mit Mühlenweiher“ und „Scheiner Blick“.

Auch wir beide, so könnte man sagen, *handeln* von Siegen. Und auch wir, da sind wir uns einig, sind Siegen durchaus zugetan. Ganz so wie du.

Als wir dich angehört haben, kam uns auch einiges sehr bekannt vor. Die Sieg zum Beispiel oder die Hügel, die stellen wir selbst auch dar. Was uns aber ganz besonders zusagt, das ist die Zeile mit den Sonnenblumen. Du vergleichst da das Untere Schloss mit Sonnenblumen – der Farbe wegen. Aber damit drückst du ja auch noch was anderes aus. Du hättest es ja auch mit Senf vergleichen können oder mit Bananen. Aber du sagst: Sonnenblumen. Und damit stellst du das Untere Schloss in die Sonne, und du lässt es vielleicht auch wachsen und blühen, bildhaft natürlich nur...

Jedenfalls liegt das doch vor allem daran, wie deine Texterin auf Siegen blickt. Wie ihre Perspektive ist, so ganz persönlich. Und das kennen wir natürlich gut, auch wir zeigen nicht einfach die Stadt, wir zeigen Blicke auf sie. Weil auch unser Maler eine Perspektive hatte. Und vielleicht geht das auch gar nicht anders. Jeder Mensch hat wohl seine Perspektive – und Dinge wie wir, ob sie nun Lieder sind oder Bilder, zeugen davon.

Wie ist Ihre Perspektive auf Siegen? Was macht die Stadt für Sie besonders aus?

Welche Facetten würden Sie hervorheben?

Ein Arbeitsheft Sprache und Identität

1. Das Arbeitsheft über sich selbst

Ich bin ein Arbeitsheft. Für die erste Grundschulklasse – und mein Fach ist Armenisch. Mit mir hat schon so manches Kind in Armenien lesen und schreiben gelernt. Umso gespannter war ich, als ich eines Tages verpackt und nach Deutschland geschickt wurde. Nicht nur wegen der Sprache – man schreibt da ja noch nicht mal mit meinen Buchstaben.

Noch gespannter wurde ich, als ich wieder ausgepackt wurde – da war kein Grundschulkind, sondern ein Mädchen im Teenageralter. Für einen Moment dachte ich, ich wäre falsch zugestellt worden, *aber* ich fand dann heraus, dass sie bereits armenisch *sprach*. Und überhaupt: Eigentlich ist es ja nie zu spät, was Neues zu lernen. Es war nur eben ungewohnt für mich.

Sie lernte also mit mir – und zwar nicht wie ein Grundschulkind, sondern, wie soll ich sagen, wie jemand, dem noch irgendetwas *anderes* an der Sache liegt, so ganz bewusst, so als würde sie dadurch noch etwas *anderes* gewinnen als die bloße Kenntnis der Schrift. Sie *brauchte* diese Schrift ja auch eigentlich gar nicht unbedingt. Sie las in mir und bald auch in armenischen Gedichtbänden, zur Übung schrieb sie auch Gedichte ab – ja, allein schon, dass ich in ihrem Nachttisch lag, schien einen Unterschied zu machen.

Heute habe ich ja eine Ahnung. Sie fühlte sich deutsch *und* armenisch. Und solange sie die armenische Sprache nicht mitsamt ihrer Schrift beherrschte, fehlte ihr was. Mittlerweile ist sie erwachsen, aber, wenn ich nicht gerade in einem Museum ausgestellt bin, liege ich immer noch in ihrem Nachttisch – und immer noch werde ich von Zeit zu Zeit hervorgeholt.

Kleingedrucktes:

Die Eltern der heute 21-jährigen Besitzerin dieses Arbeitsheftes stammen aus Armenien und sind in den 1990er Jahren aus beruflichen Gründen – der Vater ist Laserphysiker – zunächst nach Bielefeld und dann nach Siegen-Wittgenstein gezogen. Sie selbst kam in Deutschland zur Welt, wuchs mit beiden Sprachen auf und fühlte sich nie nur deutsch und nie nur armenisch. Spätestens in ihrer Jugend, als ihre erste Reise zu Verwandten nach Armenien anstand, wollte sie auch die Schrift erlernen – und ließ sich dieses Heft schicken.

2. Das Poster der „Siegerländer Wörter“ zum Arbeitsheft

Ich bin ein Poster. Eigentlich biete ich ja nur eine bunte Auswahl von Wortschatzproben eines moselfränkischen Dialekts, aber ich bringe damit oft Menschen zum Lachen. Wobei – auch nicht alle. Manche schauen auch nur ganz stoisch, manche studieren mich eifrig, manche interessiert es nicht besonders – es kommt darauf an, wer mich gerade anschaut – und, ich würde sagen, womit sich die Person *„identifiziert“*.

Ich kann mir sehr gut vorstellen, wie gespannt das Mädchen damals war, als du mit der Post kamst! Denn du warst ja so eine Art Schlüssel. Erst mit deiner Hilfe konnte sie sich irgendwann ‚ganz‘ fühlen – nicht nur ‚ganz deutsch‘, sondern auch ‚ganz armenisch‘. Sie hatte eben das Gefühl, armenisch sprechen würde nicht reichen. Lesen, Schreiben, das Alphabet gehörte noch dazu.

Auf jeden Fall danke ich dir. Du hast mir gezeigt, dass ich etwas ganz Ähnliches kann wie du, obwohl ich ja nur ein Poster bin – ich bin ja nicht auf deinem Niveau, mit dir kann man ja so richtig was lernen. Aber wir *beide* können den Menschen helfen, nicht nur *ihre Worte zu finden*, sondern auch wirklich *zueinander zu finden*, wenn nicht sogar *zu sich zu finden*.

Wie ist es mit Ihnen – finden Sie auch *zu sich*, wenn Sie bestimmte Sprachen oder Dialekte hören? Oder lesen? Oder selbst schreiben? Oder sprechen?